

It's a match.

Solo-Klarinettestin Alexandra Gruber
im Gespräch mit Lahav Shani



Alexandra Gruber Lahav, wir haben vor zweieinhalb Jahren schon einmal miteinander gesprochen — damals kurz nach der Vertragsunterzeichnung. Seitdem haben wir viele Projekte zusammen gemacht. Wenn du jetzt zurückblickst: Was ist dir aus dieser Zeit besonders im Gedächtnis geblieben?

Lahav Shani Für mich war das Entscheidende, dass sich unsere Beziehung von Anfang an sehr natürlich angefühlt hat. Es begann fast wie eine Freundschaft und ist sehr schnell zu einer echten Zusammenarbeit geworden. Auch wenn mein Amtsantritt erst jetzt offiziell ist, fühlt es sich musikalisch schon lange so an, als wäre dieses Orchester »mein« Orchester. Wir kennen uns gut — und dadurch entstehen Ergebnisse heute viel unmittelbarer und freier.

Dieses Vertrauen spüren wir im Orchester sehr. Du lässt uns spielen, wie wir empfinden, hörst genau zu und führst die unterschiedlichen Klangvorstellungen zusammen. Das ist etwas, das wir sehr schätzen.

Ein Dirigent braucht natürlich eine klare Vorstellung von Stil, Phrasierung und Klang. Gleichzeitig ist es entscheidend, wirklich zuzuhören: Was bietet mir dieses Orchester an? Die Münchner Philharmoniker haben eine enorme Klangkultur, die sehr oft genau das trifft, was ein Werk braucht. Meine Aufgabe ist es dann, daraus eine gemeinsame Form zu schaffen.

Du sprichst selten von »Interpretationen«. Warum?

Der Begriff ist für mich etwas seltsam. Wenn ich eine Partitur lese, denke ich oft: Es steht doch alles da. Natürlich muss es so sein. Erst in der Arbeit mit dem Orchester merkt man, dass Musik viele Möglichkeiten hat. Dann entsteht — aus dem Dialog — vielleicht das, was man Interpretation nennt. Aber nicht als vorgefertigte Idee, sondern als Prozess.

Wie gehst du an Werke heran, die du noch nie dirigiert hast?

Das hängt vom Komponisten ab. Bei Komponisten, zu denen ich bereits eine enge Beziehung habe — etwa Mahler, Bruckner oder Prokofjew — arbeite ich zunächst ausschließlich mit der Partitur. Bei für mich neuen Komponisten höre ich auch Aufnahmen, um ein Klangbild zu bekommen. Aber ich versuche, die Musik nicht von der Aufnahme zu lernen. Sonst sind Tempo, Phrasierung und Ausdruck schon entschieden, bevor ich selbst zu einer Idee komme.

Ein besonderes gemeinsames Erlebnis war für uns Wagner. »Tristan und Isolde« — Vorspiel und Liebestod. Das war für dich eine Premiere.

Ja, Tristan habe ich zum ersten Mal gemacht. Bisher habe ich noch keine ganze Wagner-Oper dirigiert, nur einzelne Ausschnitte. Ich habe diese Konzerte sehr genossen — und ich würde sehr gerne öfter Wagner mit euch machen.

Man hat gespürt, wie sich von Konzert zu Konzert immer mehr Tiefe entwickelt hat.

Genau das liebe ich an längeren Serien. Musik wächst.

Du arbeitest auch gern mit geteilten Proben, etwa nur mit Bläsern oder Streichern.

Bei sehr komplexen Partituren ist das enorm hilfreich, zum Beispiel bei Debussy oder auch bei zeitgenössischer Musik. Bei Bruckner mit den Münchner Philharmonikern brauche ich das nicht — da ist es oft besser, Veränderungen im Tutti zu erarbeiten, damit alle denselben Klang im Ohr haben.

Dein offizieller Amtsantritt als Chefdirigent beginnt mit einem sehr persönlichen Programm.

Ja. Wir wollten kein rein symbolisches Programm, sondern eines, das wirklich etwas über mich und unsere Beziehung erzählt. Ich wollte sehr gerne ein Stück auf Hebräisch machen. Deswegen fiel die Wahl auf die »Chichester Psalms« von Leonard Bernstein. Das ist für mich das absolut schönste Stück von Bernstein. Dass wir Martha Argerich für das Ravel-Klavierkonzert gewinnen konnten, ist ein großes Glück — und auch eine schöne Verbindung zu unseren ersten gemeinsamen Projekten, damals, vor vier Jahren, mit Seong-Jin Cho als Solist. Und »Le sacre du printemps« ist für mich ein Schlüsselwerk in meiner Karriere. Es ist vielleicht die allererste Partitur, die ich gelernt habe, da war ich 14 Jahre alt.

Du hast diese Partitur schon mit 14 auswendig gelernt?

Ja. Sie hat mich damals völlig in ihren Bann gezogen. Ich musste wissen, warum alles so klingt, wie es klingt. Ich habe die Partitur aufgeschlagen und zwei Wochen nur das gelesen. Stundenlang, jeden Tag. Und nach zwei Wochen konnte ich das auswendig. Und dann, ein paar Jahre später — ich war 20 Jahre alt und Assistent von Zubin Mehta beim Israel Philharmonic, also wirklich noch ein Anfänger — gab mir Zubin die Chance, das Orchester in einer Anspielprobe zu dirigieren, also Sacre. Zubin sagte zu mir: »Du, das ist ein sehr, sehr schweres Stück. Also mach es nur, wenn du ein gutes Gefühl hast.« Und ich dachte: »Ja, kein Problem, natürlich.«

Worauf freust du dich in den kommenden Jahren besonders?

Auf große gemeinsame Wege: Mahler- und Bruckner-Zyklen, konzertante Opern. Auch die Zusammenarbeit mit dem Israel Philharmonic möchten wir fortsetzen — und Komponist*innen wie Paul Ben-Haim stärker in den Fokus rücken, der sowohl mit München als auch mit Israel eng verbunden ist.

Gibt es etwas, das du grundlegend verändern möchtest?

Nein. Sonst wäre ich nicht gekommen. Natürlich wollen wir uns gemeinsam weiterentwickeln, technisch wie musikalisch — aber nicht, indem einer dem anderen etwas aufzwingt, sondern zusammen.

Du bist jetzt quasi schon ein halber Münchner.

Halb. Warum nur halb? (lacht)

Also ab September bist du ein ganzer Münchner. Fühlst du dich wohl in der Stadt?

Jaja, schon sehr. Ich war schon fast öfter hier als in Berlin, besonders in der letzten Spielzeit. Es ist gut möglich, dass meine Familie und ich künftig mehr Zeit in München verbringen.

Gibt es zum Schluss eine Botschaft an das Publikum?

Vor allem Vorfreude. Es fühlt sich alles sehr natürlich an. Bei diesem Orchester geht es um Musik und um Menschen — nicht nur um den Beruf. Und genau das macht diese Zusammenarbeit für mich so besonders.

Dann bleibt nur zu sagen: It's a match.

»Natürlich wollen wir uns gemeinsam weiterentwickeln, technisch wie musikalisch — aber nicht, indem einer dem anderen etwas aufzwingt, sondern zusammen.«

